

Liechtensteiner Volksblatt



Organ für amtliche Kundmachungen

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2088) Österreich (Postcheckkonto D 111.699) u. Deutschland halbjährlich Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.25. Das übrige Ausland halbjährlich Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.25. Amerika ganzjährig Fr. 20.—, Postamtlich bestellt 30 Cts. Zusätzl. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Baduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (St. Gallen), Tel. Nr. 100. Schriftleitung: Schaan, Telefon Nr. 65. Verwaltung Baduz, Telefon Nr. 48.

Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile Anzeigen Reklamen
Inland 10 Cts. 20 Cts.
Angrenz. Rheintal (Sargans b. Sennu.) 15 Cts. 30 Cts.
Uebrige Schweiz 18 Cts. 35 Cts.
Ausland 20 Cts. 45 Cts.
Inseratenannahme für das Inland und Feldkirch: Verwaltung des Blattes in Baduz, Tel. Nr. 48.
Inseratenannahme für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland: Schweizer Annoncen A.-G. St. Gallen, Tel. Nr. 35.90; und übrige Filialen.

Verlogene Politik.

Da lob ich mir die deutsche nationalistische Welle, sagte mir leghin so ein Stürmer, das monumentale Feuerwerk auf dem Tempelhofer-Platz war ja recht der Ausdruck eines geschlossenen Willens für die deutsche Sache. Tatsächlich liegt Einheit und Wahrheit in den Feuergeräten, die am Tag der deutschen Arbeit in den hungrigen Nachthimmel stiegen. Wenn auch wir schwerblütige Alemannen ob solchen Märschen aus „Tausend und einer Nacht“ auch schwerfällig die Köpfe schütteln: Wahrheit liegt in dieser nationalen Feuergeräten deutscher Art, zu der die 60,000 Flakkanonenschüsse die tiefere Sekunda spielten.

Da ist es im Liechtensteinschen anders. Hier wird jeder Kappen staatlichen Geldes für öffentliche Arbeiten zur Verfügung gestellt, Regierung und Landtag sind im Verteilen der Arbeiten bemüht, Straßen und Kanäle erstellen, Bauten erhalten erkleckliche Subventionen, die Gemeinden strengen ihre Kräfte aufs äußerste an, so feiert Liechtenstein den Tag der nationalen Arbeit. Die öffentlichen Mittel fließen insgesamt dem arbeitenden Volke zu, der Kanalbau soll einstweilen für unsere Landwirtschaft erhöhten Nutzen bringen. Und dennoch wird dem Volke vorgewaukelt, es sollte und könnte besser sein. Schon oft haben wir Gelegenheit genommen, solche Rabaulblüten der Presse zu Vorschlägen zur Bessermachung aufzufordern. Vergebens! Mit der Freimwirtschaft ist es nun einmal nichts, und kann für uns mindestens so lange nicht werden, bis die uns wirtschaftlich verbundene Schweiz Freigeld einführt. Bis dahin wird noch viel Wasser in den Bodensee fließen, bis dahin haben wir uns zu gedulden, bis dahin ist Freigeld für Liechtenstein Unförmig. Unförmig ist auch, in Liechtenstein von einem Kapital zu sprechen. Wer Liechtensteinsche Verhältnisse kennt, weiß, daß von Kapital bei unsern Landesleuten nicht die Rede sein kann. Freilich, wenn das Kapital ist, wenn der eine seinen Boden und seinen Hof besitzt, und sich mit Mühe und Not durchkämpft und wieder ein anderer glücklicher Hausbesitzer oder Inhaber eines Sparbuches von einigen tausend Franken ist, dann schon, dann ist aber auch jede Bemerkung über Kapital in Liechtenstein Meid und Aufreizung zum Klassenkampf.

Ueber „Arbeitsmarkt und Lohnkampf“ lesen wir in der Arbeiterzeitung vom Samstag: „Bei uns stehen vorstehende Dinge kaum merklich besser als anderswo. Wohl werden

während des Winters und auch während des übrigen Jahres einige Notstandsarbeiten zur Verfügung gestellt, doch sind diese niemals hinreichend und leiden viele Familien bittere Not. Die Frage, wie die Arbeitslosigkeit zu beseitigen sei, wird nirgends ernsthaft zur Diskussion gestellt, weil man eben fürchtet, die Herren der Hochfinanz auf den Zahn fühlen zu müssen und somit zu beleidigen. Der Kampf wird heute nur noch um die Höhe der Unterstützungen, um die Schaffung von Notstandsarbeiten und Erteilung von Subventionen durch Staat und Gemeinden geführt, welche Maßnahmen immer wieder die Allgemeinheit belasten. Diese Art der Behebung der Krise ist zu vergleichen wie wenn jemand einem Geld in sie eine Tasche hineinschiebt und ebensoviel aus der anderen Tasche wieder herausnimmt.“

Man sieht, wie unsinnig die Weltwirtschaft vom kleinen Vodeß des freimirtschaftlichen Standpunktes aus betrachtet wird. Es wird übersehen, daß Wirtschaft etwas Lebendiges, sich stets Veränderndes ist, daß sie vor allem des Vertrauens und des Bedarfs nicht entbehren kann. Und dennoch, solche Sätze nehmen sich in Liechtenstein aus wie ein Sandkorn in der Wüste Sahara. Wenn wir aber die Arbeiterzeitung umblättern, den Fall Armella erwähnt sehen und abermals trotz vorhergegangener Feststellung durch die Behörden von andern mysteriösen Dingen tuscheln, dann weiß man, wessen Stunde es schlägt. Man erinnert sich unwillkürlich des Tempelhofer-Feuerwerkzeuges und der deutschen Arbeitsnot, aber auch deutscher Einheit, während in Liechtenstein nach allen Tonarten gehetzt wird. Gerade im Falle Armella schrieb der Zwang und das Gesetz den begangenen Weg vor. Verlogene Politik war nie unsere Sache. Sie soll uns aber auch fernbleiben dem Volke gegenüber. Sparen heißt es. Die Zeiten werden vielleicht noch ernster werden, einschränken so gut es geht.

Ferner wird in jener Zeitung gesagt, daß vor einiger Zeit ein Konkurrenzunternehmen zu Freemann sich hier hätte etablieren wollen. Es hätte ebensoviel oder mehr Abgaben geleistet. Warum man diesem die Konzession nicht erteilt habe. Wir fragen an, wer ist gegen die Einnahmen des Staates? fragt die Arbeiterzeitung. Vorerst zur Aufklärung, daß nur ein Unternehmen in Frage kam: entweder Freemann oder das andere. Daß die Regierung endlich dem bereits bekannten Unternehmen mehr zuneigte, ist begreiflich. Es ging dem Lande kein Kappen verloren, sondern die Abgaben aus den Freemannunternehmen im Ver-

handlungswege um rund 100,000 Franken erhöht worden. Das ist Tatsache.

Anstatt verlogener Politik trete auch in Liechtenstein der Wille zur nationalen Arbeit mit gemeinsamer Kraft hervor, das allein ist eines Liechtensteiners würdig.

Fürstentum Liechtenstein

Liechtenstein. Caritasverband.

Letzten Sonntag fand im Gasthaus zum „Falknis“ in Baduz die ordentliche Jahresversammlung des Liechtenstein. Caritasverbandes statt. Der Geschäftsbericht und der Rechnungsbericht gaben Aufschluß über die Tätigkeit des Verbandes in seinem 9. Vereinsjahre. Aus diesem Berichte sei kurz hervorgehoben, daß der Verband auch im abgelaufenen Winter Krankenpflegekurse abhielt und zwar in Mauern, Ruggell und Gamprin und daß diese Kurse sehr gut verliefen und sehr guter Teilnahme sich erfreuten. Es ist in Aussicht genommen, auch im kommenden Winter wieder solche Krankenpflegekurse durchzuführen. Was der Verein an Geldmitteln aus den Mitglieder- u. Fördererbeiträge sowie dem Landesbeiträge für andere wohltätige Zwecke verwenden konnte, beziffert sich wie folgt: Beschaffung von Lebensmitteln, Bekleidungsgegenständen usw. für Bedürftige Fr. 667.45, Krankenpflege- u. Spitalkostenbeiträge Fr. 299.05, Barunterstützungen Fr. 263.90. Es wurden insgesamt 54 Arme unterstützt.

Die Neuwahlen ergaben, nachdem der bisherige Vorsitzende, Hochw. Herr Landesvikar Dr. J. G. Marger sein Amt aus Gesundheitsrücksichten niederlegte, folgendes: Vorsitzender Hochw. Hr. Pfarrer Joseph Senn in Baduz, die übrigen Vorstandsmitglieder unverändert. Der bisherige Vorsitzende, H. S. Landesvikar Dr. J. G. Marger wurde zum Ehrenmitglied ernannt in Würdigung seiner Verdienste um den Verband.

Triesenberg. (Eingef.)

Es will fast scheinen, daß das vor kurzem aufgerollte Projekt der Fortsetzung des Landstragensuges Steinort-Gnapp etwas eingeschlafen ist. Es wird zwar hier oben noch ziemlich reger diskutiert, aber von einem Fortschritt in der Angelegenheit, das heißt von einer endgültigen Festsetzung der zur Ausführung gelangenden Trasse will niemand etwas Bestimmtes wissen. Bisher stehen zwei Varianten in Frage, über deren Vor- und Nachteile viel gestritten wird. Ein Großteil unserer Bevölkerung

würde, wie man vielfach hören kann, zur Ausarbeitung einer dritten Variante hinneigen, die die Wünsche der Gesamtheit in Berücksichtigung ziehen würde. Es herrscht nämlich vielfach die Meinung vor, daß man durchwegs im Zuge der alten Landstraße die neue Straße bauen sollte, nur mit dem Unterschied, daß eine einheitliche Steigung vielleicht mit kleineren unwesentlichen Unterschieden gewählt wird. Vom jetzigen Ende der neuen Straße bis zum Hause Nr. 169 würde sich dies ganz leicht machen lassen. Dadurch wären die Wünsche der Steinörtler befriedigt. Von dort würde man in der Richtung der heutigen Straße mit einer Steigung von etwa 11 Prozent fortfahren und die Kurve beim Haus-Nr. 164 mehr nach Norden und auch östlich höher legen, so daß man nahe am Hause Nr. 164 vorbei mit der gleichen Steigung bis zum Hause Nr. 178 käme. Diese Kurve dürfte vielleicht etwas mehr südlich zu liegen kommen. Von dort könnte die alte Straße bis zu der Kurve beim Gaisweg verbreitert und benützt werden. Beim Gaisweg dürfte es sich empfehlen, die Straße nicht wie die heutige alte Straße geht, in gerader Richtung bis in den Gemeinwald fortzuführen und dort zu ränken, so daß man über dem jetzigen Haus Nr. 142 mit der gewollten Steigung bis Kizlina käme. Durch diese Führung wäre den berechtigten Wünschen der Steinörtler und Lavadiner Rechnung getragen. Nicht zu unterschätzen wäre der Vorteil, daß man dann n u r e i n e Landstraße hätte, was gegenüber den heutigen Projekten ein erheblicher Vorteil darstellt. Sowohl die Leute von Triesenberg wie auch solche aus dem Tale sind sich dieser Trace schon gewöhnt u. wenn ein Fremder hinauffährt, so fährt er bei Leuten und Häusergruppen vorbei und nicht wie bei den anderen Projekten durch Wälder und wie der Berger es nennt, bei Fuchlschöckern.

Damit möchte etwa ja nicht behauptet werden, daß die bisherigen Varianten nicht der Erwägung wert seien. Es wird nicht verkannt, daß auch in der Führung der ersten Trace vom Steinort nach dem Baldi Momente mitsprechen, die nicht von der Hand zu weisen sind. Wenn aber vom Gesichtspunkte der Vorteile der Allgemeinheit, wobei vor allem auch Sparfamkeitsrücksichten nicht aus dem Auge gelassen werden dürfen, abgemogen wird, so ist zweifelsohne dem dritten Projekt der Vorzug zu geben. Schreiber dieser Zeilen läßt sich nicht etwa von persönlichen Rücksichten leiten, sondern sieht sich vielmehr im Hinblick auf die viel entsprechendere, billigere und nicht zuletzt passendere Führung dieser Trace verpflichtet, auf diese Möglichkeit der einfachsten Lösung

Feuilleton

Im Schatten des Todes.

Roman von Erich Ebenstein.

Urheberrecht der Stuttgarter Romanzentrale C. Ackermann, Stuttgart. (Nachdruck verboten).

„Ja, das meinte ich früher auch. Sechs Jahre lang habe ich Tag für Tag zwischen Gräbern gearbeitet, oft bis tief in die Nacht hinein, und nie was Ungehöriges gesehen. Und wenn mir einer gesagt hätte, es gibt Gespenster, d. h. Tote, die aus ihren Gräbern aufstehen, um im Mondenschein spazieren zu gehen, so hätte ich ihm ins Gesicht gelacht und geantwortet: „Nein das weiß ich besser! Was tot ist, ist tot und liegt wohlverwahrt sechs Schuhe unter der Erde und rührt keinen Finger mehr!“ Heute aber, Herr, sage ich Ihnen: „Jawohl, so etwas gibt es, denn ich hab' es mit eigenen Augen gesehen und beinahe den Verstand darüber verloren!“

Sempel starrte betroffen in das nicht sehr geistreiche, jetzt ganz bleich gewordene Gesicht des Mannes. Daß Rainald kein Kirchenlicht war, war ihm im ersten Augenblick klar gewesen. Aber Gespensterglaube — ? Zugleich

fiel ihm ein, was Sophie Rogler und ihre Mutter von einem Gespenst zusammengeplaudert haben, das sie damals am 3. Oktober in Angst verlor. „Erzählen Sie“, sagte er lebhaft. „Solche Sachen interessieren mich sehr! Sollten Sie wirklich damals ein Gespenst erblickt haben? Wie war das? Wie sah es denn aus?“

„Wie es aussah? Ja, glauben Sie, ich hätte gewagt, es anzusehen, Herr?“ „Woher wissen Sie denn überhaupt, daß es ein Gespenst war?“ lachte Sempel. „Aber Rainald blieb ganz ernst und antwortete beinahe vorwurfsvoll: „So etwas sieht man doch auf den ersten Blick! Ich hatte gerade meine Arbeit beendet und das Grab fertig und wollte mich entfernen.“

Rainald berichtete dann weiter: „Im Begriffe, die Schaufel zu schultern, hörte ich einen durchdringenden Schrei in meiner Nähe. Dort knieten nämlich, wie ich schon früher gesehen hatte, zwei Frauen an einem Grabe. Ich glaubte erst, eine von ihnen wäre gefallen und hätte sich Schaden getan. Wie ich aber hinsah, stehen sie beide wie zu Stein erstarrt neben dem Grabe und strecken die Hände mit gespreizten Fingern wie abwehrend von sich. Im nächsten Augenblick laufen sie wie besessenen davon, dem Ausgange zu, und jetzt erst

sehe ich die Ursache ihres Schreckens: Inmitten des Friedhofes, da, wo das Missionskreuz zwischen den beiden hohen Zypressen aufragt, steht unbeweglich eine weiße Gestalt mit blutlosem Gesicht! Ich war so entsetzt, daß ich glaubte, der Schlag würde mich im nächsten Augenblick rühren. Kein Glied konnte ich bewegen! Und während ich wie gelähmt hinstarre, tut sich etwas Dunkles um das Weiße, und der ganze Spuk verschwindet im Schatten der Zypressen. Ich aber werfe die Schaufel hin und fange an zu rennen, als wäre der Böse hinter mir. Ueber die Gräber bin ich gesprungen, als wäre ich erst 20 Jahre, und den Hauptweg entlang gejagt, dem Tore zu, das die Frauen eben passiert hatten. Ich ihnen nach, das Tor zugeschlagen und fort — nur fort!“

Ich traute mich nicht einmal heim an diesem Abend, denn ich bildete mir ein, wenn ich meine einsame dunkle Kammer beträte, würde das Gespenst mit dem blutlosen Gesicht wieder vor mir stehen! So setzte ich mich in das nächste Wirtshaus, wo es laut zung, und blieb dort bis zum Morgen. Aber selbst dann als ich am hellen Tage den Friedhof wieder betrat, überließ mich noch eifrig kalt, und ich wagte gar nicht nach dem Missionskreuz hinblicken. Dann kam noch der Totengräber

mit Borwürfen, daß ich die Ausgänge nicht verschlossen und die Schaufel am offenen Grabe liegen gelassen hätte — als ob einer, wenn er ein Gespenst erblickt hat, an so was denken könnte!“

„Jerdik hat Ihnen also deshalb gekündigt? Haben Sie ihm denn nichts erzählt von der Erscheinung?“

„Ich werde mich hüten! Der hätte mich doch höchstens ausgelacht! Als er mir grob kam, wurde ich auch grob, ein Wort gab das andere, und so kam es, daß ich fort mußte. Damals war mir ja, wie gesagt, auch ganz recht, aber in der letzten Zeit bereute ich's doch wieder.“

Silas war überzeugt, daß das angebliche Gespenst niemand anders war als Berta König, die den Friedhof durchquerte, um diesen aus einem Grunde unbemerkt durch das rückwärtige Mauerpförtchen zu verlassen.

Sie hatte, wie die Wedel angegeben, ein ganz helles, sandfarbenes Winterkostüm mit weißem Pelzwerk getragen, als sie ihre Wohnung verließ. Das mochte im Mondlicht ganz weiß erschienen sein. Und als sie Leute gewahrte und Marianne Roglers Schrei hörte, hatte sie sich offenbar erschreckt im Schatten der Zypressen versteckt. . .

Nur alte Weiber und solche ein Feigling wie Rainald konnten ein Gespenst in ihr vermuten.